

gende Tafelgespräch eine angenehme Abwechslung nach dem kosmopolitischen Trubel von Shanghai. Unter vielen Segenswünschen nahm er von mir Abschied. Er sei überzeugt, wir würden uns irgendwo treffen, fügte er hinzu. Die Erde sei doch so klein!... Er sollte recht behalten.

\*

Zehn Monate später, an einem unerträglich heißen Maitag im Hafen von Penang. Die Segeltücher, die über alle Verdecke des Dampfers gespannt waren, hinderten den Zutritt der Sonnenstrahlen; die feuchte, schwül-dunstige Luft konnten sie nicht abwehren. Die Passagiere lagen in ihren Liegestühlen, tranken Whiskys mit Soda und Sodas mit Whisky und schnappten dazwischen nach Luft. Nur die an die Sonne gewöhnten Kolonialen standen an der Reling und vergnügten sich damit, kleine Kupfermünzen in das Meer zu werfen. Und wo eine Kupfermünze den Wasserspiegel berührte, tauchte ihr der herrlich schlanke, braunschwarze Leib eines Malaien nach; zwei, drei Bewegungen unter der Wasserfläche, und der Schwimmer kam herauf, die Kupfermünze zwischen den Lippen. Das Spiel, schon oft gesehen, war hier besonders reizvoll. Wahre Schwimmvirtuosen, warteten sie immer eine, zwei, drei Sekunden, wenn die Münze schon ein ziemliches Stück unter dem Wasserspiegel sein mußte und stürzten sich erst dann nach — und nicht ein einziges Mal geschah es, daß einer ohne die Münze auftauchte. Aber was noch viel auffälliger war: es schien eine rechte Tauchorganisation zu sein, jeder Münze sprang nur einer nach, nicht — wie in Djibouti oder Colombo — gleich ein ganzer Haufe, und jeder, der eine Zahl von Geldstücken verdient hatte, schwamm an Land und verschwand in einem kleinen weißen Bungalow, aus dem er erst nach einigen Minuten wieder herauskam.

Am Abend, als die verschwundene Sonne gestattetete, an Land zu gehen, komme ich an dem kleinen Bungalow vorbei. Vor der Türe sitzen die Meistertaucher vom Vormittag friedlich und ohne Rivalität nebeneinander. Ich trete ein; auf einem langen Tisch liegen haufenweise Kupfermünzen, drei Schwarze sind gerade dabei, sie zu zählen. Und dahinter sitzt — mein Freund Huber! Ja, kein anderer als der Meisterkoch von Hongkong, und er ist gar nicht erstaunt, wie er mich erblickt. Er hat eben Schluß gemacht mit Hongkong. Schlechte Geschäfte und gewisse Unannehmlichkeiten mit den Behörden, die er diskreterweise bloß an-

deutet. Aber es geht ihm gut. Sogar sehr gut. Er hat, als erster in einem malaiischen Hafen, einen ‚Diving Service‘, einen sogenannten ‚Tauchdienst‘ eingerichtet. Die einfachste Sache von der Welt: die malaiischen Taucher sind Mitglieder seiner Organisation, jeder hat im Wasser ein bestimmtes Gebiet, es gibt keinen Unfrieden und keine Überfälle mehr und der gesamte Verdienst wird allabendlich an Huber abgeliefert. Der läßt ihn zählen und verteilt ihn zu gleichen Teilen an seine ‚boys‘, nachdem er sich selbst den zehnten Teil der Tageslohnung behalten hat. „Und die Hafenpolizei?“ frage ich ungläubig. „Sie ist froh, daß die ewigen Schlägereien unter den Burschen aufgehört haben und läßt mich gewähren. Ich habe 50 Boys. Jeder macht durchschnittlich einen Straits-Dollar täglich; so kommen auf mich fünf Dellar pro Tag oder noch mehr und davon kann man schon leben.“

Ja, das konnte man. Denn damals war ein Straits-Dollar fast zwei englische Schilling und das Leben in Penang nicht teuer. „Und womit halten Sie die Burschen zusammen?“ — Er lacht. „Das besorgen sie schon selbst. Einer bespitzelt den anderen; es ist eine richtige Selbstschutzorganisation — für mich!“ Ich hatte keine Einwände mehr. Herr Huber hat den Sinn des Koloniallebens ebenso erfaßt wie die Konquistadoren und die britischen Eroberer... Wir verbrachten den Abend zusammen. In allen Straßen, durch die wir kamen, wurden wir von malaiischen jungen Athleten ehrfurchtsvoll begrüßt. „Meine Boys!“ sagte Huber stolz. Als unser Dampfer am nächsten Morgen abfuhr, stand er an der Spitze seiner Garde am Quai und auf sein Zeichen hin sprang die ganze ‚Armee‘ mit einem einzigen wunderbaren Schwung von 50 Körpern ins Wasser.

Das war Hubers Abschiedsgruß für mich.

\*

Zwei Jahre nach diesem Erlebnis, im Sommer 1930 in Bombay. Der Europäer, der zum erstenmal in die indische Metropole kommt, hat kaum Zeit, Erinnerungen an frühere Reiseabenteuer nachzuhängen; zuviel gibt es in Bombay zu sehen und zu erleben. Das Durcheinander der Rassen und Kasten, die Paläste, die Tempel und vor allem — die Türme des Schweigens. Sie sind der bevorzugte Wallfahrtsort aller Cookschen Reiseexpeditionen; dieser Friedhof der Parsis, wo es keine Gräber und keine Scheiterhaufen gibt, ist eine Sehens-

(Fortsetzung S. 90)